

Kategorie „Die dickste Staubschicht“:

„Toulouse“ von David Schalko, Inszenierung: Torsten Fischer, Theater in der Josefstadt

Laudatio von Ani Gülgün-Mayr

TOULOUSE - Manchmal macht man es sich schon sehr leicht.

„Habe das Stück in ein paar Tagen geschrieben“, sagte der Autor in Interviews. Das merkt man leider auch.

Die Grundidee für David Schalkos „Toulouse“ entstammt dem Film „Die Wüstensöhne“ aus dem Jahr 1933 mit dem Komiker-Duo Laurel und Hardy in den Hauptrollen. Bei David Schalko trifft der Exmann heimlich seine Exfrau. Es folgt ein 70-minütiges Kammerspiel mit Rumgeplänkel, Geschrei und Geboxe. Ich fragte mich, ob es nicht wohl besser in die Kammerspiele gepasst hätte, allerdings in die Kammerspiele der 80er Jahre.

Aufgebaut auf der Annahme, dass Frau nach einer Trennung rachsüchtig und lebensmüde dem ausgelutschten Ehemann nachtrauert. Und ich will nicht glauben, dass hier das Josefstadtpublikum der Zeit so dermaßen nachhinkt wie dieses Stück. Zumal man in dieser Inszenierung gar nicht erkennt, was Silvia, eine der beiden Menschen, die gefühlte 3 Stunden lang sich auf der Bühne abrackern, überhaupt will. Die Hauptfiguren vertraut der Regisseur zwei Profis an, der männliche Profi wirkt farblos, fast willenlos. Vielleicht ein „raffiniertes“ dramaturgisches Kunstgriff, um Feminist*innen nicht zu verärgern und die Frau gut wegkommen zu lassen, vielleicht aber einfach und tatsächlich nur farblos. Man möchte fast meinen, der Hauptdarsteller wurde von einem Regisseur geführt, der, ganz im Stile der alten despotischen Schule, den Schauspieler zuerst zu brechen versucht, bevor er ihm eine Glanzleistung entlockt.

Zugegebenerweise wäre der Plot ja grundsätzlich nicht unspannend, wenn er bloß aufgegangen wäre. Und zugegebenerweise war es genau diese Idee des Aufeinandertreffens zweier ehemals liierter Menschen, welche mich ins Theater zog.

Gustav und Silvia treffen sich also zu einer letzten Aussprache im Hotel. Gustav verheimlicht dies vor seiner neuen und viel viel jüngeren Frau. Er sei bei einem Kongress in Toulouse. Warum der Autor Toulouse als Bedeutungsraum wählt, hat sich mir nicht ergründet. Ebendort wird ein Terroranschlag verübt. Klingt irgendwie schon mal sehr irdisch. Der Albtraum jedes Mannes in den so geglaubten besten Jahren: er gibt an, an einem Ort zu sein, es stellt sich heraus, dass er dort nicht ist. Derart vorsätzliche Reisezielvorenthaltungen bzw. aus der (sexuellen) Not erfundene Konferenzen und Tagungen soll es tatsächlich geben. Allein den Anschlag hätte man sich sparen können. Sogar Columbos Frau ist präsenter.

Sowas bekommt man in keinem, von den großen Theaterhäusern als Off-Theater verschmähten Bühnen, zu sehen. Theater von vorgestern, unkreativ und nichts aussagend. Das traut man sich nur in den gutdotierten Häusern der Stadt. Leicht konsumierbares Theater, von erfolgsverwöhntem Starautor. Es ist vielleicht ein wenig vergleichbar mit Quentin Tarantino, der sich auf seinen Erfolgslorbeeren ausruht und in seinem letzten Werk einfach den Mord an Polanskis schwangerer

Ehefrau hernimmt und in gewohnter Manier auf dem Plot rundherumtanzt. Und das zu einem auch noch schlechten Soundtrack.

Nur das Bühnenbild ließ die Hoffnung aufkommen, dass sich irgendwer irgendwas überlegt hat. Es ging bergab. Das Premierenpublikum amüsierte sich ohne jeden Widerstand. Aber Widerstand ist auch nicht gerade im bürgerlichen Bezirk Josefstadt zu Hause.